

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 28.

Dienstag, den 3. Februar.

1925.

### Strandgut.

(Nachdruck verboten.)

Eine Hallikanovelle von Georg Julius Velerien.

Mein Freund Geerz war in jungen Jahren Steuer-  
mann auf einem Schoner gewesen, der — ich weiß nicht  
wieviele Male — die Reise nach England und zurück  
gemacht hatte. Mit der Zeit war das Fahrzeug dienst-  
untauglich geworden; es wurde in dem kleinen Nordsee-  
hafen festgelegt und schließlich, nach einer Reihe von  
Jahren, meistbietend verkauft: der wadere Befahrer der  
Nordsee wurde zu Brennholz zerschlagen.

Geerz, der an die Bierzig herangekommen war, sah  
mit dem Verschwinden „seines“ Schiffes auch seine Lust  
an größeren Reisen in alle Winde zerflattern. Er  
wurde allmählich alt, d. h. konservativ, an ein neues  
Schiff hätte er sich nicht mehr gewöhnen können; zudem  
stark sein bejahrter Vater und hinterließ ihm eine kleine  
Erbenschaft. Das schien ihm Grund genug, den festen  
Boden, den er unter den Füßen hatte, nicht wieder preis-  
zugeben: für das Geld seines Vaters kaufte er sich einen  
kleinen Kutter.

Sobald es nun Frühjahr wurde, setzte Geerz sein  
hübsches Fahrzeug instand, und bei dem ersten günstigen  
Wind waren beide verschwunden. Geerz suchte dann die  
großen Nordseebäder auf, nicht um sich zu vergnügen,  
sondern um Geld zu verdienen: mit seinem Kutter fuhr  
er zahlungsfähige Kurgäste kreuz und quer um die In-  
seln, veranstaltete er kleine Seehundsjagden und trug  
demnach das Seinige dazu bei, den Aufenthalt im Nord-  
seebad möglichst abwechslungsreich zu gestalten. Mit  
Einbruch der kälteren Jahreszeit fand er sich in dem  
kleinen Heimathafen wieder ein, der absoluten Gewiß-  
heit lebend, daß der bevorstehende Winter ihm nichts  
anhaben könne.

Ich kannte ihn von Jugend auf, und ich konnte mich  
rühmen, seine Zuwendung zu besitzen. Zwar habe ich  
nie ein freundliches Wort aus seinem Mund vernom-  
men; das ist indes um so weniger verwunderlich, als fest-  
steht, daß Geerz niemals lachte. Daran stieß ich mich  
nicht; es genügte mir, daß er mich in seiner Nähe dul-  
dete und daß ich hin und wieder eine kleine „Probe-  
fahrt“ mit ihm machen durfte. —

Als ich nach vielen Jahren einmal besuchsweise in  
der Heimatstadt weilte, fand ich natürlich auch den Weg  
zu meinem alten Freund. Er war vor vierzehn Tagen  
von Westerland gekommen; wie er mir gestand, war die  
„Säsong“ gut gewesen.

Geerz war zurück — es war demnach Herbst. Das  
Wetter war kalt, die Nordsee unruhig, die erste Sturm-  
flut hatte gewütet. Trotzdem empfand ich das Gefühl,  
mit Geerz eine kleine Ausfahrt zu machen. Der Alte  
sträubte sich anfangs; schließlich kamen wir überein,  
eine der kleinen Halligen, die auf verlorenem Posten  
stehen, aufzusuchen, und dort ein oder zwei Tage zu ver-  
bringen. —

Am nächsten Morgen fand ich mich zur verabredeten  
Stunde an der Anlegestelle des Kutters ein. Aber  
Nacht war der Wind umgesprungen; man durfte Sturm-  
flut erwarten.

Geerz wollte mir meine Reisepläne ausreden.  
„Es wird nichts mit der Unnehmlichkeit“, sagte er  
halb bedenklich, halb übelläunig und schob den „Schwar-

zen“, der sich wie ein kleiner Klotz von der Bude abhob,  
in den anderen Mundwinkel; „sehen Sie mal, wie das  
Wasser schwarz wird. Entweder wir kommen heil an,  
und dann sind wir naß wie 'n Hund, der aufs Trockene  
springt, oder wir verkaufen alle beide.“

Diese letzte Möglichkeit stimmte mich nachdenklich.  
Wenn Geerz schon das Vertrauen zu sich selbst verlor!  
... Oder sollte er...! Ein Argwohn kam in mir  
auf: Geerz bereute seine Zusage und versuchte sie nun  
wieder rückgängig zu machen.

„Schade“, entgegnete ich bedauernd, „ich hatte einen  
so schönen Rum besorgt; den hätten wir auf der Hallig  
in Teepunsch umgeseht.“

Zwei blaue Augen unter buschigen Brauen sahen  
mich wohlwollend an.

„Können wir hier auch; warum sollen wir uns des-  
wegen das Fell verregnen lassen?“

Ich überhörte den Einspruch.

„Zwei Stunden, Geerz, dann sind wir da, vielleicht  
auch schon früher. — Oder haben Sie Angst?“

Geerz musterte mich von oben bis unten, und dann  
spuckte er eine dunkelbraune Flüssigkeit weit von sich.

„Kommen Sie, junger Mann“, sagte er und stieg die  
Steintreppe hinab, vor der der Kutter lag; die Fahrt  
würde also doch vor sich gehen. —

Das Fahrzeug lag heftig schaukelnd auf dem Wasser,  
das schon hier, im schützenden Hafen, leichte Wellen-  
kämme trug. Wir sprangen beide hinein, und nun  
kamen mir doch Bedenken. Aber ein Zurück gab es nicht  
mehr. Geerz, dessen Mut ich anzuzweifeln gewagt hatte,  
würde mich — und kaum mit Unrecht — dem Schimpf  
aller Mitmenschen preisgegeben haben.

Ich barg meinen Rucksack mit seinem eßbaren Inhalt  
und der Flasche Rum in der kleinen Kajüte und folgte  
mit meinen Augen Geerz, der mit bitterbösem Gesicht  
die Vorbereitungen zur Fahrt traf.

Am Bollwerk zeigte sich das gewohnte Hafepubli-  
kum. Man tauschte Meinungen aus, hielt es auch —  
und das war bezeichnend für diese Meinungen, die ich,  
Late, so wegwerfend als übertrieben bezeichnet hatte —  
für bedenklich, bei dem unzweifelhaft aufkommenden  
Sturm diese Fahrt zu unternehmen.

„He will dat ja“, machte Geerz diesem Zureden  
kurzerhand ein Ende. Diese Worte begleitete er mit  
einem Blick, in dem sich Zorn und Verachtung genau die  
Wage hielten.

Mit einem Male stießen wir ab. Wie ein leicht-  
beschwingter Vogel erreichte der Kutter die Mitte der  
Fahrinne. Irgendein Warnungsruf vom Ufer her er-  
reichte noch mein Ohr, dann wußte ich mich mit Geerz  
ganz allein.

Den Hafen hatten wir bald hinter uns. Einige  
kühne Manöver des Seegewohnten und wir hatten dem  
Wind, dessen Macht hier draußen wuchs und wuchs, ein  
Schnippchen geschlagen: die Schleuse, die dieser Fahrt  
ein rasches und unrühmliches Ende bereiten konnte,  
wurde in meisterhaft ausgeführten Kreuzungen passiert.

Geerz, der das Steuer hielt, sprach kein Wort. Der  
Gischt bespritzte ihn genau so heftig wie mich, konnte

aber nicht durch das Dzeug dringen, während ich bereits bis auf die Haut durchnäßt war. Die Augen des Erzählten glühten denen eines Feldherrn, der, in einem Kampf mit einem stärkeren Gegner verstrickt, auf die Verteidigung angewiesen ist und vielleicht deshalb die größeren Gaben besitzen muß, weil er über schwächere Mittel verfügt.

Das Festland lag weit hinter uns. Und hier draußen wurde der Wind zum Sturm. Weißköpfige Wellen überholten uns, rollten über das Deck und liefen weiter. Aber immer neue kamen, weiß war die See, so weit das Auge reichte.

„Achtung!“ donnerte es einmal an meine angespannten Sinne. Ich sah, wie Geertz einen Halt suchte, ohne das Steuer loszulassen — und da rollte es auch schon über mich hinweg. Ich fühlte mich leicht angehoben, aber der Warnungsruf hatte mich dunkel vorbeireitet, und so fand ich mich noch auf meinem Platze, als die schaumgefrönte Welle vor uns das Rette suchte...

Wo waren wir? ... Die Insel, die links auf unserem Wasserweg liegen mußte, war in den Dunst eilender Sturmwolken gehüllt. Ich sah nichts, außer dem etnen: dem weißen Gisch, über den hier und da angstvoll freischwebend eine vorirte Seemöwe dahinschoß. Doch, da kam etwas: ein Dampfer. Er kämpfte schwer mit den Wogen. Würde er auf uns zutommen und uns Rettung bringen? ... Eine beklemmende, fast schmerzhaftige Frage. Aber der Kurs des Dampfers ging scheinbar südlich, wir dagegen flogen mit der Elle des Windes nach Nordnordwest ...

Ein Wunder, daß das Steuer nicht zerbrach! ... Geertz gab es nur dann aus den Händen — gab es mir — wenn das Segel seine größte Aufmerksamkeit und ein notwendiges Eingreifen verlangte. Ein größeres Wunder aber, daß der Rutter, der bald auf die Seite, bald mit seinem Bug in die schäumende See gedrückt wurde, nicht einfach diesem wilden Rennen ein Ende machte, indem er sich ergab und auseinanderbarst! Dennoch, ich sah diesen Augenblick kommen, ich machte mich mit meinem schmähligen Ende vertraut — selbstsam, wie in einer Stunde der Todesgefahr das ganze bisherige Leben wie in einem Brennpunkt sich sammelt, als wäre es etwas Abgeschlossenes, bereits Gerundetes — in dies „Fertigmachen“ zur letzten großen Reise fiel ein Wort, das Erlösung bedeutete; es hieß „Land!“ Geertz hatte es hingeworfen. Die Hoffnung schnellte wieder empor; meine Augen gingen suchend umher, und da ... da war es, dies „Land“. Ein schmaler, bei dem gigantischen Auf und Ab der See kaum wahrnehmbarer Streifen.

Wir näherten uns dem Eiland, pfeilschnell. Vielleicht war es die Hallig, der unser Besuch hatte gelten sollen, vielleicht war es eine andere; aber was kümmerte mich das! ...

„Aufgepaßt!“ schrie Geertz, der mir das Steuer übergeben hatte, um sich im Augenblick dem weit wichtigeren Segel zu widmen. Wir waren wohl 200 Meter vom Land entfernt, und der alte Steuermann traf alle Anstalten, die Gewalt des Auslaufens abzuschwächen. Da — ein plötzlicher Ruck ging durch das Fahrzeug, ich vernahm ein dumpfes Geräusch, ein fürchterlicher Fluch drang an mein Ohr; und in dem gleichen Augenblick empfand ich ein leises Schmerzgefühl in der Stirngegend, — dann nichts mehr ...

Ein feiner Sonnenstrahl drang durch die halbgeschlossene Tür des Alkovens, als ich erwachte. Meine Sinne waren noch zu matt, um die Seligkeit dieses Erwachens voll zu begreifen. Nur ein Gefühl behauptete sich: das Glück, geborgen zu sein, und mit diesem Bewußtsein sank ich wieder in Schlaf ...

Als ich von neuem die Augen öffnete, stand die Sonne tief im Westen. Ich sah es deutlich, denn die Tür des Alkovens stand nunmehr weit offen: es mußte jemand dagewesen sein.

Ich lag geraume Zeit so, ringsum war alles still. Da hörte ich eine Tür gehen, behutsame Schritte kamen näher, und dann beugte sich jemand über mich: ein Frauengesicht.

(Fortsetzung folgt.)

## Tröndelbeck.

Ein Winter Spaziergang von Manfred Hausmann.

Da wohne ich nun in der kleinen Stadt Tröndelbeck zwischen Moor und Heide. Sagte ich „in der kleinen Stadt“? Du lieber Gott, ich glaube, es ist nur ein Flecken, ein winziger Ort, ein Nichts in der Geographie. Eine Kirche, hundert Häuser darum herum, allerlei Menschen, die aus- und eingehen und ihre Gedanken haben. Das ist nun benannt, hat einen Namen vor aller Welt, heißt Tröndelbeck. Meint einer, es sei der Mühe wert, davon zu schreiben?

Nein. Zuweilen nicht. Gar nicht. Zum Beispiel bei Nacht und Wetter. Da fliegen die Gassen über, die Laternen brennen nicht, ich bin blind vor Regen. Nein, es ist nicht der Mühe wert, davon zu schreiben.

Aber es gibt andere Stunden. Es gibt Abende, Sommers, weich und unwirklich, mit einem lauen Wind, der manchmal über die Strohdächer hinweg und nach Wiesen duftet, nach Mooren und rubenden Wäldern. Die Gärten stehen mit tiefen Farben da und erwarten etwas. Nun kommt die Nacht. O, es gibt gute Stunden!

Und dann gibt es Wintermorgen. Nicht oft, nicht viele, es gibt nur einmal eine Morgenstunde einmal im Jahr wohl, die Stunde des Schweigens, die Stunde der zarten Musik. Manche meinen, im Winter wäre die Morgenröthe dazu da, um auszuschlafen. Wenn die Dämmerung hochfriedet, wachen sie vielleicht einen Augenblick auf, heben die Nase über die Bettdecke und denken: Wie kalt ist es doch, Gott steh mir bei, ich will noch ein Stündchen schlafen!

Und Gott steht ihnen bei. Aber gestern mittag hat es geschneit, und am Abend ist ein wenig Nebel über der Welt gewelen. Ich habe mir gleich denken können, was heute in der Frühe sein würde. Seht, alles ist still, die Bäume stehen da und sind bereift. Die Pflastersteine, die Statuen, die Spinnweben: matt, silberbetupft und glitzernd. Gott hat seinen Atem über die Welt gebläht in dieser Nacht, über Heide und Moor. Nun ist die Stille da und die Verwunderung.

Ich gehe die Landstraße entlang. Hinter mir schlägt die Kirchturmuhre siebenmal. Sie schämt sich wohl, daß sie in diese Stille hineinreden muß. So wie der letzte Schlag getan ist schweigt sie auf der Stelle. Kein langer Hall, nichts. „Bom“, und dann ist es vorbei.

Die Birken neben der Landstraße ... ja, da sind nun die Birken, eine hinter der anderen, hinauf in die Senkung mit leiser Kurve und drüben am Hügel wieder hinauf, immer kleiner, immer kleiner. Graue Wolken, die auf Stielen aus der Erde wachsen? Reblige Phantome? Traum und Land? Oho, solides Holz von dieser Welt! Borke. Äste. Knospen. Jeder Stamm dringt stracks aus dem Schnee und will gegen den Himmel auf. Je höher er indessen kommt, um so mehr verwundert er sich. Was ist denn das hier? Das — um — mich — her —? Luft — Licht, durchflimmert von tausend Kristallen? Laßt mich doch einmal leben!

Ah, wie wohlig! Wie es rieselt, wie es an der Birke heruntertrocks! Sie löst ihr Haar auf, läßt alles herabhängen und fallen, daß nur das liebe Licht recht über sie hindern kann. Wolke sie nicht eigentlich zum Himmel empor? Nein, schweigt, was ist der Himmel!

Und nun hat Gottes Atem sie getroffen. Wie ein lockeres Gewir von dünnen Perlensträhnen hebt ihr Haar aus. Ein paar Goldammern hüpfen schlaftrig darin herum. Jedesmal, wenn sie eine Schnüre verlassen, räubt ein schimmerndes Wölkchen herab.

Ich gebe darunter hin. Danke schön! Der Schnee schreit unter meinen Tritten, die gefrorene Erde schallt, die Eisdecken über den Pfützen trachen ein. Kein Mensch weit und breit. Sollte man bei solch einer Wanderung nicht ein Liedchen anstimmen? Hier in der Einsamkeit?

Nein, man muß schweigen, nie wieder gibt es so eine Stille! — Schweig!

Im Zenit schimmert ein klares Grün. Gegen die Horizonte hinab verbläut es zu grauem Violett. Im Osten flammt ein gelbes Band über der Erde.

Drei, vier Häuser liegen neben der Landstraße. Ich stampfe vorbei. Noch ein paar Schritte, dann führt rechts ein Feldweg ab. Niemand soll etwas gegen die Landstraße sagen! Sind nicht Birken daran entlang gesetzt, schlafen nicht zu beiden Seiten sanfte, hügelige Felder? Aber was ist eine Landstraße gegen einen Feldweg! Ja, seid alle still! Gegen einen Feldweg, der zwischen Hecken hinstreift! Ich biege ein. Die hohen Büsche schliefen sich hinter mir. Gut, mag mit mir geschehen, was will.

Ich kann den ganzen Weg entlang leben. Erst triecht er eine Weile durch die Weiden, dann hebt er sich langsam die kleine Anhöhe hinauf. Da oben will ich nachher die ersten Sonnenstrahlen über die Ebene hinstürzen sehen. Das gewaltige Feuer über dem Eismoor.

Noch gehe ich unter dem Holundergeranke, das sich weiß und totentill über den Weg wölbt. Im Sommer ist es ein perennierendes Geschäft, so in einem Laubengang hin- und her. Aber jetzt, in der Winterfrühe, läßt es das Herz ein wenig erschreden. Ich bleibe stehen und gucke bekommen hinauf. Bierische Brombeerbogen kreuz und quer, kleine Eisapfen, Sämere, Reif. Das ist nun in der Nacht herbeigewebt. Es hat sich hier niedergelassen, Kristall bei Kristall. Nur zum Spaß ein bißchen. Nachher, wenn die Sonne kommt, zergeht ja alles wieder. Aber noch hat es seinen stillen und traumhaften Bestand in der Röhle.

Traumhaft und still? Nein, nicht völlig still. O weit entfernt! Von Zeit zu Zeit macht es in den Ästen. Ein wenig Schnee fällt ab und streut sich mit einem ganz leisen Laut zwischen die gestorenen Grashalme. Es ist, als ob jemand unendlich zart auf eine Saite tipfte. Aber doch eben ein Laut, ein Darfentlaut. Ja. Und wenn ich eine gute Weile geandacht habe, kann ich auch den winsigen Ton verstehen, den der Athor aufstiegen läßt, wenn er über die Reifkristalle hinstreicht. Es ist kein Wind, nein, keinesfalls. Nur die Luft ruht nicht. Von ganz dahinten her, von den Mooren, von der ungeheuren Ebene, bewegt sie sich langsam heran, über die Wiesen, über den Fluß, über die Landstraße . . . hoch, summt es nicht da in der Ferne? Singt es nicht in den Birken? Ja, bei Gott! Und nun hier in den Hecken auch! Vielleicht erklingen die tausend bereiften Zweige und Gräser aus sich heraus, vielleicht perlspritzt die gefrorene Rinde, lösen sich die Ängste der Nacht, leht, wo das Licht zu herrschen beginnt. Wer weiß das wohl? Aber ein Klang ist da, eine feine, silberne Musik mit Harfen und Zimbeln und hohen Geigen, hier in den Hecken, verborgen vor Mensch und Tier.

Es ist eine innigliche und mühselige Stunde. Die Hecken, der Schnee, die Ferne und die zitternde Luft sind einen Augenblick beisammen und klingen aneinander . . . immer noch immer noch . . . gleich ist es vorbei . . . gleich . . . jetzt! Sagte ich, das die Stadt, in der ich wohne, ein Nichts sei? Ja, ein Nichts. Aber ringsherum sind Hecken und Wiesen. Die Landstraße führt in die Stadt hinein und verläßt sie wieder. Es gibt Abhänge voller Strauchwerk. Jeweils scheint es weidlich über alles hin. Die Sonne geht auf und unter. Nachts brechen die Sterne hervor. Das alles miteinander achte ich wahrhaftig nicht gering.

## Das Wunder.

Von Max Willa Güntburacr.

Seiltänzer waren eingezoogen: ein schmutziges altes Paar, ein schönes Mädchen und zwei oder drei zerlumpte Burichen. Von Neugierigen umlagert und gelacht, hatten sie auf dem Marktplatz eine große Fläche mit Launen versperrt. Jede ihrer Gebärden war wie ein Lockruf, und die Unrast, die sie gleichsam als ein Teil ihres Handwerkes auf ihrer Billaerichtheit mit sich führten, verbreitete sich vervielfacht in der kleinen Stadt. Kinder erschauerten, kamen die fremden Männer näher. Das junge Mädchen aber erwiderte in biederem Bürgern seltsame Lüste, wenn es schlant und stierlich, merkwürdig keusch erscheinend und doch wissend, über das lange Seil schritt, das vom zweiten Stockwerk eines Hauses zu einem anderen gespannt war.

Nach dieser Nummer, die dem naiven Publikum den lustvollen Schauer einer Sensation über den Rücken jagte, bot ein alter Clown, als Ausrufer, stets eine phantastisch hohe Summe jenem Zuschauer, der gleiches vollbringen würde. Mechanisch und ohne Bedenken rief er die Worte, denn nie bislang war es geschehen, daß jemand das schwierige Unterfangen gewagt und durch eine fähige Tat bewiesen hätte, wie sehr er, der hinfällige Gaultier, des Geldes ermangele, das er so oft schon mit prahlerischer Geite ausbeboten. Viel zu aroh erschien ihm die Gefahr für jeden, der nicht zum fahrenden Volke gehöre.

Daher erschraf er sehr, als sich bei einer Vorstellung plötzlich ein junger Mann von wohlgeblutetem Habitus, mit bleichem Antlitz und flammenden Augen, aus der Reihen der Gaffer löste und zu ihm sprach, daß er es versuchen wolle. Und bevor ein Aufhalten ermöglicht, in jenes Haus eilte war, von dem das Seil seinen Ausgang nahm. Einige besonnenere Männer, die dem Verwegenen — nachdem sie der Bestätigung des Clowns gewahr wurden — eilends solaten, kamen zu spät.

Der Unbekannte — er war allen ein Fremder — erschien schon am Fenster des Hauses, setzte sich auf die Brüstung und sah ratlos und fragend um sich. Dann lautete er ins Zimmer zurück; als er die Verfolger nahen hörte, sprang er — mit einer qualvollen letzten Entschlossenheit — auf das Seil und schritt auf der schmalen, schwankenden Linie fort, den Blick starr nach oben gerichtet, fliegend zum Himmel, von unausgeheurer Sehnsucht erfüllt.

Da erit empfand die Menge die Manie des Geschehens. Entsetzt verstümmte sie und blieb in einem bangen Schweigen, bis der fremde Mann wohlbehalten das Fenster des anderen Hauses erreicht hatte. Dort allerdings wäre er noch im letzten Moment gestürzt, wenn sich seine Hände nicht instinktiv aneinanderklammert; in seiner Verzückung war er an die Mauer gestoßen. Unbewußt schwang er sich in die Öffnung.

Auf den Platz geholt, vernahm er weder den grundlosen Jubel der Menschen noch ihre Glückwünsche. Er blickte starr vor sich hin: „Habe ich Gott versucht? Ich habe Gott eine Falle gestellt!“ — und war nun förmlich gebrochen, wie wenn er alle Kraft verausgabt.

So starr verblühte er auch, indes der ärmliche Clown zu einem Teledhon eilte, wo sein furchtbarer Aramborn schnell Bestätigung fand. Bald kam, dumpf rollend, ein schwerer Wagen, in den drei bemittelte Männer, die ihm entflohen, den Unbekannten mühselos verbrachten. Nachdem sich die Türen geschlossen, gaben sie endlich Antwort auf die vielen erreaten Fragen: „Gestern ist er aus dem Irrenhaus entflohen!“

„Ob Seiltänzer? Keine Spur. Früher war er Jurist!“

## Das Kreuzwort-Rätsel.

Das Kreuzworträtsel, von dem wir unsern Lesern heute zum erstenmal ein Beispiel bringen, ist die atroke Mode Amerikas, die sich wie eine Epidemie über den saanen Kontinent ausgebreitet hat. Jung und alt, hoch und niedrig, reich und arm, Mann und Frau, alles frönt jenseits des arohen Teiches dieser neuen Rätselleidenschaft, die nachgerade atroteste Formen angenommen hat. Nicht nur alle Zeitungen und Zeitschriften bringen drüben derartige Kreuzworträtsel in schneller Aufeinanderfolge, sondern man veranstaltet — wie auch jüngst in England — förmliche Kreuzworträtsel-Turniere, ja man schmückt sogar Kleider, Blusen und Röcke mit den Abbildungen dieser allbeliebten Rätsel. Allem Anschein nach breitet sich diese Epidemie nun auch auf das europäische Festland aus. Wer Kreuzworträtsel kennt, den wird es nicht wundernehmen, denn die Lösung dieser Rätsel bereitet wegen ihrer Originalität selbst verwöhnten Rätsel-freunden viel Vergnügen. Wie die Kreuzworträtsel gelöst werden müssen, ist aus der Anweisung ersichtlich. Wir bringen zur Einführung ein leichteres Rätsel, um unsere Leser rasch in die dunklen Geheimnisse dieser neuen Kunst praktisch einzuführen. Wer hat's zuerst „raus“?

Kreuzworträtsel Nr. 1.

1	21	23	25	26	28	2	33
3					4		5
6				27		7	
			8			9	
10	22	24				11	32 34
12				13		29	14 35
		15				30	16 36
17					18	31	
			19			20	

Bei jeder Ziffer beannt ein neues Wort, das soviel Buchstaben hat, wie in seiner Reihe leere Felder bis zum nächsten gefüllten Feld vorhanden sind. Die Bedeutung des Wortes und seines Verlaufs, ob wagerecht oder senkrecht, neben die folgenden Wortbezeichnungen.

Es bedeuten die Worte:

in der wagerechten Reihe:

1. Moderner Operettenkomponist; 2. Menschähnliches Tier; 3. Männername; 4. Gefrorenes Wasser; 5. Was das Huhn legt; 6. Tätigkeit des Barbiers; 7. Tier des Waldes; 8. Wandöffnung; 9. Französischer weibl. Artikel; 10. Stadt in der Steiermark; 11. Reichspräsident; 12. Schwur; 13. Mädchenname; 14. Röhrtube; 15. Deutscher Kabeldichter; 16. Anekdote; 17. Fisch; 18. Ocean; 19. Dichtungsart; 20. Inhalt eines Geschwürs.

in der senkrechten Reihe:

1. Autoraum; 17. Spielfarte; 21. Mädchenname; 22. Stadt in Lettland; 23. Lotterienteil; 24. Mädchenname; 25. Elektrische Entladung beim Gewitter; 26. Salinengewächs; 13. Haur aus Wallenstein; 27. Anferplatz; 28. Dichtunasmittel; 29. Körperteil; 30. Getränk; 2. Spielfarte; 9. wie 23. 3. wie 5; 32. Reichspräsident; 33. Gültige Märchengestalt; 34. Kurort; 35. Widerrechtlich besetztes Gebiet; 36. Reitmesser.

## Schertz und Spott

**Weibliche Taktik.** Ein verliebter Jüngling hatte seiner Angebeteten einen Kub geraubt. Keumütig fragte er, ob sie ihm seine Kühnheit verzeihen wolle. „Nur unter der Bedingung, daß Sie es nie wieder tun. Versprechen Sie es mir?“ — „Nein!“ — „Dann verache ich Ihnen.“ lächelte sie (Answers.)

**Das Problem.** Ein Amerikaner pries in London die Vorzüge seines Autos; „Es läuft so leicht, daß man es gar nicht fühlt, und so ruhig, daß man es überhaupt nicht hört. Vom Geruch ist überhaupt nichts zu merken. Na, und so schnell, daß . . .“ — „Eine Frage“, unterbrach ihn der Engländer, „woher wissen Sie denn, daß es überhaupt da ist?“ (Blue Baboon.)

**In der Sommerfrische.** Sie haben doch gewiß auch ein Badestimmer? — „D. dafür ist kein Bedarf. Die Gäste bleiben ja nie länger als vierzehn Tage.“ (Journal.)

**Der Untröstliche.** „Ich wollte, ich wäre tot!“ — Der Mitleidige: „Warum? Kannst du sie nicht heiraten? Oport hast du sie am Ende gar geheiratet?“ (Tit Bits.)



## Frauenberufe.

Von Janina Schult.

Frauenberufe — es ist noch gar nicht so lange her, daß man eine Mehrzahl der Frauenberufe nicht anerkennen wollte und nur von dem einen Frauenberuf sprechen zu können meinte, der sich im Hause in der Betätigung der Frau als Hausfrau und Mutter auszuwirken hatte. Diese Zeiten sind vorbei. Es ist nun einmal Tatsache geworden, die niemand ableugnen kann, daß die Frauen die ihnen verschlossenen Tore gesprengt haben und nun auf fast allen Berufsposten im Leben zu finden sind, wo sie Seite an Seite mit dem Mann ihre Arbeit verrichten. Der Kriege hat auch stark dazu beigetragen, daß noch bestehende Schranken fielen. Durch die Einberufung der Männer entstanden im Wirtschaftsleben Lücken, die nach schleuniger Ausfüllung drängten, sollte nicht der ganze Produktionsprozeß schweren Schäden leiden. Da waren es nun die Frauen, die hier einstrangen und so dringend war der Bedarf nach ihrer Hilfe, daß man selbst die Rücksicht auf ihre schwächere Konstitution außer acht ließ und sie auch zu Arbeiten verwendete, die bis dahin durch die Frauenschutzeselbstgebung verboten waren.

Das Urteil, das man über die Arbeit der Frauen auf diesen ihr neuen Posten fällte, lautete fast durchgehend: sie hat sich gut bewährt. Es sei denn, daß ihre schwächere Konstitution hindernd im Wege stand, hat sie daselbst geleistet wie der Mann, ja, auf manchen Gebieten vermochte sie sogar Mehrleistungen hervorzubringen. So kam es, daß die Frau, auch nachdem der Kriege beendet war und die Männer auf ihre Posten zurückkehren konnten, aus den einmal erworbenen Gebieten nicht wieder wich. Der Kreis der Berufe, die ihr zugänglich sind, erweiterte sich so ganz beträchtlich.

Wenn man also heute von Frauenberufen redet und damit alle diejenigen Berufe bezeichnet, in denen sich die Frau betätigen darf und wirklich betätigt, so sind die damit umfaßten Arten sehr zahlreich und unterscheiden sich in der Gesamtheit gar nicht mehr so sehr von den Männerberufen. Man kann aber von Frauenberufen auch noch in einem anderen Sinne sprechen und nur diejenigen mit diesem Namen belegen, zu denen sich die Frau ihrer physischen oder psychischen Veranlagung nach irgendwie besonders eignet und in welchen sie darum Besseres oder doch etwas wesentlich anderes leistet als der Mann. Das wird beispielsweise in der Industrie überall dort der Fall sein, wo es bei der Bedienung von Maschinen oder wieder bei der Kontrolle der fertigen Gegenstände auf feines Tastsgefühl und zarte, feinste Finger ankommt. Die Erfahrung hat solche Unterschiede in den männlichen und weiblichen Leistungen bald herausgefunden und dementsprechend in größeren Fabrikbetrieben doch wieder eine Art Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau eintreten lassen.

Vor allem gibt es aber auch Berufe, in die die Frau ihrer spezifischen inneren Veranlagung nach besonders hineingehört scheint, wo sie ihre ganz eigenen — und ihre besten Kräfte voll zur Entfaltung bringen und sie ausnützen kann. Darüber, worin denn eigentlich dieser Unterschied zwischen Mann und Weib besteht, ist nun schon sehr viel geredet und geschrieben worden, wobei, wie so oft, die Qualität mit der Quantität durchaus nicht immer Schritt hielt. In verschiedenen Variationen kam man dabei zur Charakterisierung der weiblichen Psyche letzten Endes eigentlich immer auf den Begriff der Mütterlichkeit. Wenn freilich manche aus dieser Erkenntnis heraus gegen die Tendenz der Frauenbewegung argumentieren zu müssen glaubten: „also die Frau gehört doch ins Haus und zum Kinde“, so kann ihnen da nicht beigestimmt werden. Gewiß das Mütterliche wird wohl der Frau immer eigen bleiben. Aber warum soll sie dieses ihr Eigentümliche nicht in die weitere Welt hinaustragen? Es gibt auch außerhalb des Hauses so viele Berufe, in denen sie diese Mütterlichkeit betätigen kann. Ja, man kann wohl schon jetzt sagen, daß das öffentliche Leben, in dem Jahrhunderte lang der Mann Alleinherrscher war, durch diesen neuen Faktor, den die Arbeit der Frau in sie hineinträgt, bereichert und verschönert wird. Es gab da so viele Lücken, die es für die Frau nun mit ihrer Art auszufüllen gilt. — So weit es sich irgend ermöglichen läßt, soll nun freilich die Frau, wenn sie vor der Berufswahl steht, sehen, daß sie auf diese Posten sich stellt, auf denen sie der Welt etwas Besonderes zu geben hat. Das heißt also, nach einem Beruf Ausschau halten, in dem sie irgendwie Schwaches können, Kranke heilen, Erziehungsbefähigtes erziehen kann. Hier allein wird sie auch nur volle innere Befriedigung finden können. Vor allem wird sie überall da mehr hingehört sein, wo es sich irgendwie um persönliche Beziehungen von Mensch zu Mensch und nicht bloß um Sachen handelt. Man darf hier freilich den Kreis nicht zu eng lassen. Nicht mit Unrecht hat man wohl z. B. gesagt, daß die Frau ihre Mütterlichkeit auch auf Tiere und Pflanzen zu übertragen vermag, und daß ihr deren Pflege darum auch mit besonderem Gewinn übertragen werden kann.

## Vom Wachstum der Kinder.

Epochen starken Wachstums sind für das Kind und für seine Erzieher eine Belastungsprobe. Dieses macht sich nämlich bemerkbar in leichter Ermüdung der Kinder, Unlust zum Arbeiten und einer häufig mürrischen Wesen. Einrichtige Erzieher werden wissen, daß hier ein verbes. Zustand nicht viel helfen kann, da es sich um keine gewöhnlichen Unarten handelt, sondern daß das Verhalten der Kinder durch physiologische Vorgänge bedingt ist. Viel Geduld wird der Erzieher aufzubringen haben, wenn er nun seiner Aufgabe wirklich gerecht werden will, und es ist in dieser Zeit besonders schwer für ihn, die richtige Grenze zwischen der nötigen Strenge und dem gütigen Verstehen einzubalten. Auch gesundheitlich kann ein allzu schnelles Wachstum gefährlich werden, ebenso wie ein Zurückbleiben hier bedenklich erscheint und meistens auf tiefere Gründe zurückzuführen ist.

Dem Studium der inneren Vorgänge im Körper, die das Wachstum bedingen, hat man sich darum von ärztlicher Seite immer wieder mit Aufmerksamkeit zugewandt. So hat der Däne Malling Hansen in einer von ihm geleiteten Laubstummelanstalt Beobachtungen darüber angestellt, wie sich die Stärke des Wachstums über die verschiedenen Jahreszeiten verteilt. Er maß und wog die Kinder täglich und kam zu dem Ergebnis, daß das Gewicht am meisten in den Herbstmonaten (bis November) zunahm, die Körperlänge aber im Frühling und Sommer. Zu ähnlichen Ergebnissen kamen auch andere Ärzte. Im Dezember und Januar kommt das Wachstum beinahe ganz zum Stillstand.

Den Vorgängen des Wachstums führt man auf die Wirkung gewisser endokriner Drüsen zurück, die ihre Erzeugnisse an das Blut abgeben. Ein kunstvolles Ineinanderwirken verschiedener Drüsen wird wohl die Regelmäßigkeit des Wachstums bedingen. Daß das Wachstum in den Wintermonaten fast vollständig zum Stillstand kommt, meint man damit erklären zu können, daß es zu dieser Zeit an gewissen inneren Sekretionen fehlt. Es besteht fast immer ein Zusammenhänge zwischen Rachitis und dem Aufhören des Wachstums. Wahrscheinlich ist letzteres auch dadurch bedingt, daß in den Wintermonaten zugleich auch der Phosphorgehalt des Körpers geringer wird. Manche behaupten, daß der Kalk hier ebenfalls von Bedeutung ist. Sein Gehalt wird zwar nicht geringer, aber die Qualität wechelt. — Bei Wachstumsstörungen ist zu empfehlen, den Kindern viel Licht und Sonne zukommen zu lassen. Eine ähnliche Wirkung tut auch Lebertran, Mararit.

## Eine neue Modelinie?

Von Gertrud Köbner.

Die Frauen lieben die Zeit des Jahres, in der sie ausendblicklich stehen. Sie behaupten allerdings, daß die viele Gesellschaft sie zu stark in Anspruch nehme, daß sie sich jedes Jahr von neuem vornehmen, ihr zu entziehen, daß sie aber trotzdem bleiben, weil sie eben „gesellschaftliche Verpflichtungen“ haben.

Denn gerade diese Ermüdungen und Berufspflichten bedeuten ihre Eleganz. Um in den Salons und bei den Empfängen zu erscheinen, um dinieren zu gehen oder bei sich Gäste zu sehen, sind der kokettierte Opfer zu bringen. Opfer, die jeder Frau leicht erscheinen!

Ungeculdig, die neuesten Entwürfe der Schneider zu erfahren und den Freundinnen das kleine Überraschte und eiferfüchtige: „Ach!“ zu entlocken, erscheinen die Frauen heute bereits in ganz unerwarteten neuen Modellen.

Sowohl, unerwartet und sehr verschiedenartig! Man gibt sich darüber Rechenschaft, wenn der Blick beobachtend über eine Gesellschaft fliegt.

Was wird das Endergebnis all dieser neuen Ideen sein? Man muß sich das fragen, denn über jeder eleganten Versuchung scheint der Zauber des noch nicht Gelebten zu liegen. Vielleicht, weil die Taille an einer Stelle sitzt, die Staunen erweckt, vielleicht weil die Frauen auch fern noch in einem Futteral stecken und heute in weiche Stoffe eingehüllt sind, oder weil sie die schlanken Körper in einer bisher für unmöglich gehaltenen Weise verbergen?

Sehen wir nicht viele Kleider, in denen die Hüften drapiert werden und die eine transversale Linie zeigen, eine Linie, die ihren Ausgang bei der rechten Schulter nimmt und an der linken Hüfte endet? Es ist das eine Art von Schal, dessen Spitze vorn ist und der hinten im Rücken nachlässig verschlungen wird. Ohne daß man gerade vom „Buff“ sprechen will, findet man doch schon eine sehr genaue Andeutung der nach vorn abfallenden Linie.

Und die Entfessenen von heute sehen sich bereits in der „Tournüre“ der Großmütter von aetern!